

Leben ohne Tod

Ein dunkler Schatten fällt unaufhörlich auf unsere hellsten Tage: der Gedanke an den Tod. Er peinigt unser Leben, raubt uns die köstlichsten Freuden, kettet Sein und Nichtsein so aneinander, daß sich die Lust des einen oft im Grauen vor dem anderen verliert. Wer an den Tod denkt, erlebt ihn. Das klingt so absurd wie es ist, denn Leben und Sterben haben nichts miteinander gemein. Sie treffen wie zwei feindliche Geschwister nie zusammen, selbst Biologie und Medizin wissen nicht mehr von beiden, als daß eines unaufhaltsam das Lokal verläßt, wenn das andere eintritt. Wir müssen uns nun fragen: Ist der Tod kein Teil unseres Lebens, keine Funktion des Lebens, was haben wir dann mit ihm zu schaffen? Warum beschäftigt uns der Gedanke an ihn? Gehört aber das Sterben zu unserem Leben wie das Essen, Trinken, Schlafen und Träumen, warum erschauern wir dann, wenn wir an ihn denken? Weil die Phantasie uns Schrecknisse vorzaubert, die es gar nicht gibt: die Schrecknisse des Nichts.

Maeterlinck behauptet, daß unsere Einbildungskraft in den Fragen über Leben und Tod sehr kindlich geblieben ist, von Träumen und Wünschen barbarischer Zeitalter umgeben, von der Sucht nach Ewigkeit unseres kleinen, engen Bewußtseins. Maeterlinck nennt den Gedanken, daß wir ewig in dieses winzige Bewußtsein eingekerkert bleiben könnten, furchtbar. Und er ist es. Wenn wir uns vorstellen, daß wir am Ende unseres Lebens einen bestimmten Bewußtseinsgrad erreicht haben würden, über den wir nie mehr hinaus könnten, so daß wir ihn bis in alle Ewigkeit beibehalten, immer und ewig als etwas Gleiches, Unveränderliches fortexistieren müßten, so würde dieser Gedanke in uns das Grauen vor einer entsetzlichen Langweile auslösen. Wir würden vor dem Schrecken aller Schrecken stehen, vor der Gewißheit,

keine Zukunft mehr zu haben. In diesem Falle würde das völlige Erlöschen unseres Bewußtseins — der Tod — Erlösung für uns sein.

Jeden Menschen erfüllt tiefe Sehnsucht nach der Dauer seines Seins. Diese Dauer kann aber nur in einer unaufhörlichen Veränderung seiner Bewußtseinsgrade bestehen, und in diesem Falle wäre das Sterben nur eine Etappe auf dem Weg ins Unendliche. Wir hätten also wieder keinen Grund, es zu fürchten. Wenn wir nun annehmen, daß einesteils die ewige, unveränderliche Dauer unseres kleinen Ichs entsetzlich langweilig, andererseits die Veränderung dieses Ichs nur auf dem Weg des Sterbens möglich ist, dann müßten wir doch in beiden Fällen dieses Sterben als eine für uns höchst wichtige, notwendige Einrichtung ansehen, nur dazu geschaffen, uns entweder vor einem schrecklichen Übel zu erlösen oder uns zu beglücken. Warum fürchten wir also den Tod, warum läßt uns der Gedanke an den Abschied von dieser Erde so erschauern? Weil uns ein kleines, allzumenschliches Gefühl daran hindert, den Tod als etwas Selbstverständliches, für uns Lebende gar nicht Bedeutsames anzusehen. Wir zittern vor dem Tode aus Neid gegen alle die, die nach uns am Leben bleiben. Wir gönnen es ihnen einfach nicht; der Gedanke, daß wir nicht mehr sind, wenn alles noch ist, erscheint uns unerträglich. Lassen wir unserer Phantasie einmal freies Spiel und stellen wir uns vor, einem von uns würde verkündet werden, daß in einem nahen Zeitpunkt das Weltall aufhören werde, zu existieren. Der Mann würde in der Erwartung der allgemeinen Vernichtung gewiß ganz ruhig bleiben; er würde vielleicht ein wenig kämpfen, ein wenig leiden und dann verzichten wie bisher. Er würde schließlich wie jeden Tag müde zu Bette gehn und vielleicht zum